

**15. Stadtgang:
NEUE MITTE ALTONA
Mit dem Herzen gesehen?**

Text: Wolfgang Teichert

Fotos: Brigitte Glade

am 18. Juni 2019



Blick auf das Gelände des ehemaligen Güterbahnhofs Hamburg Altona an der Harkortstraße

Altona, liest man, muss sich neu erfinden. Der Fernbahnhof Diebsteich verzögere sich zwar, aber das riesige Neubauviertel gewinne allmählich an Kontur. Diese „Kontur“ wollten wir sehen, erlaufen, erspüren. „Wenn ihr losgeht, beginnt langsam“ hatte uns eine Freundin geraten, die im Hospiz der Helenenstiftung lebt. „Geht zuerst in den kleinen Garten, hinter der Kirche und erst dann in den Kirchenraum.“



Und daran halten wir uns, als wir vom S-Bahnhof Holstenstraße starten und in den Garten geraten; eine Art Kleinidylle hinter der erwähnten Kirche. Die liegt direkt neben dem Helenenhospiz. Benannt nach „Christophorus“, jenem Heiligen, der die ganze Welt (in Gestalt eines Kindes) auf seine Schulter nimmt und sie von einem Ufer zum anderen trägt!

Erbaut vor 125 Jahren! Backsteinkirche im neugotischen Stil, den man in Hamburg „Postgotik“ nennt, weil damals auch alle Postgebäude in diesem Stil gebaut wurden.

Sie heißt heute „Kirche der Stille“ und wirkt wie eine Antwort auf Sehnsucht und Bedürfnis Vieler, in Stille und Unmittelbarkeit göttliche Nähe zu spüren oder einfach einmal zu „verpusten“, wie das Durchatmen im Plattdeutschen heißt, das hier lange zu Hause gewesen ist.

Stille, Weite und Rhythmus gehören zu den hier versammelten Grundelementen; einfach und etwas mystisch wirkend. „Die Mystik“, so schreiben denn auch die Hüterinnen dieses Ortes „ist ein Raum, zu dem die Überlegungen des eigenen Über-Ichs keinen Zutritt haben“.



Hier hat das „Über-Ich“ keinen Zutritt.

Also kein „Du sollst“ oder „du musst“ oder „du darfst nicht“. Keine „Moral von der Geschichte“, sondern einfach da-sein, einen Moment, fast im Vorübergehen. Passagere. Kirchenform der Zukunft? Ausgerechnet in diesem alten Viertel aus dem 19. Jahrhundert? Meditative Mitte statt Altar, keine Kanzel, keine Kirchenbänke. Rechts an der Wand ein Kreuz aus an der Elbe gefundenem Treibholz.

Man muss ja nicht gleich „Esoterikalarm“ bekommen, wenn einer von uns den „Energiefluss“ erwähnt, der hier gleich in Gang komme, allein schon weil „ausschließlich ökologische Materialien eingesetzt“ sind.



Wir kommen noch nicht direkt und schnell in Altonas neue Mitte, ins Neubaugebiet, denn vorher gibt es noch den Abstecher durch eine kleine Pforte in den Garten des „Helenenstiftes“. Eine ältere Frau kommt uns am Rollator entgegen: „Ich wohne hier seit 25 Jahren“, schwärmt sie. „Ich könnte mir keinen schöneren Platz auf der Welt vorstellen“. Und in der Tat: Dieser Garten hat etwas Anheimelndes. Er war mit allen dazu gehörigen Gebäuden gestiftet von Helene Donner (1819–1909); eine für Altona wichtige Kaufmannstochter und Bankiersfrau, zugleich größte Stifterin.



Im Garten des Helenenstiftes

Bereits 1882 ließ sie, wie wir nachlesen, in der Allee in Altona ein Heim und eine Ausbildungsstätte für Krankenschwestern bauen: Eben das „Helenenstift“, gewidmet damals dem Vaterländischen Frauenverein.



Von Ferne: Die neue Stadt

Und nun also vom 19. ins 21. Jahrhundert.

Bereits erste neue Eigentumswohnungen tauchen auf. Gleich neben dem alten Zeughaus. Hier wurden einst Eisenbahner und auch Soldaten eingekleidet in ihre Uniformen. Ein Mann kommt heraus. Frage: „Wie lebt es sich in diesem etwas *gammeligen* Ambiente mit einem alten Fahrradreifen und ausrangierten Stühlen vor der Tür, angesichts der schicken mehrstöckigen Neubauwohnungen aus Glas und Stahl, mit Fenstern bis zum Fußboden?“ Antwort: „Die sind weit weg“, und er macht eine Handbewegung zur anderen Straßenseite zu den alten Backsteingebäuden. „Mit denen habe ich mehr Kontakt“.

Ein bisschen fühlt man sich erinnert an Hundertwassers Verschimmelungsmanifest aus dem Jahr 1958.

Das war gegen die reine Zweckmäßigkeit beim Bauen gerichtet und dessen Kult des rechten Winkels. Der Künstler wollte sich damals orientieren an der „guten Kurve“ und am Ornament, an ökologischer Einbindung in die Natur, an Buntheit

und Vielfalt der Fassaden. Die Bewohner sollten mitgestalten, zum Beispiel beim berühmten „Fensterrecht“, das Recht, die Fassade rund um sein Fenster so weit zu bemalen, wie sein Arm reicht. Wörtlich:

„Ein Mann in einem Mietshaus muß die Möglichkeit haben, sich aus seinem Fenster zu beugen und – so weit seine Hände reichen – das Mauerwerk abzukratzen. Und es muß ihm gestattet sein, mit einem langen Pinsel – soweit er reichen kann – alles rosa zu bemalen, so daß man von weitem, von der Straße, sehen kann: Dort wohnt ein Mensch, der sich von seinen Nachbarn unterscheidet, dem zugewiesenen Kleinvieh! Auch muß er die Mauern zersägen und allerlei Veränderungen vornehmen können, auch wenn dadurch das architektonisch-harmonische Bild eines sogenannten Meisterwerkes der Architektur gestört wird, und er muß sein Zimmer mit Schlamm oder Plastilin anfüllen können.

Doch im Mietvertrag ist dies verboten!

„Es ist an der Zeit,“, so rief der Künstler damals aus, „daß die Leute selbst dagegen revoltieren, daß man sie in Schachtelkonstruktionen setzt, so wie die Hendl und die Hasen in Käfigkonstruktionen, die ihnen wesensfremd sind.“¹

Nein, kein Schimmel, denn nun tauchen die ersten Straßenzüge auf. In den Blöcken lassen sich die einzelnen Häuser deutlich unterscheiden, die Fassaden sind mal aus rotem Backstein, mal aus hellen Ziegeln. Jede Fassade ist irgendwie anders und doch ähnlich. Rosa, Grau, Weiß – die Farben wechseln, sind aber immer soft. Und mehrere dieser Häuser bilden immer einen Block. Der umschließt einen Innenhof. Wir können nur durch ein Gitter in einen dieser Höfe blicken. „Nicht betreten“ steht dort und: „Nicht fotografieren!“ Vorbild für André Poitiers, den Entwickler des Masterplanes, war eben die Struktur des nahen und beliebten Altbauviertels, aus dem wir gekommen sind – nur ohne Stuck und mit flachen Dächern.

Ohne Stuck und flache Dächer? Was macht das Ornament in der modernen Architektur? Noch in der Nähe des Helenenstiftes entdeckten wir einen figürlichen Balkonhalter, eine Karyatide – wie jemand fachkundig bemerkte.

¹ <http://www.hundertwasser.de/pdf/verschimmelungsmanifest.pdf>



Ornament? Balkonhalter?

Das aber war wohl seitdem verboten. 1908 formulierte der Wiener Umstürzler Adolf Loos (in Kleinschrift) „Der moderne mensch, der sich tätowiert, ist ein verbrecher oder ein degenerierter“. Seine angeblich aus Amerika importierte Anschauung übertrug er unmittelbar auf das Bauen. Es sollte strikt den Funktionsgesetzen der Ökonomie untergeordnet werden (wie er sie verstand), denn: „Das fehlen des ornamentes hat eine verkürzung der arbeitszeit und eine erhöhung des lohnes zur folge.“²

Aber, so schreibt Dankwart Guratzsch³: „Das Ornament erlebt im öffentlichen



Raum seit Jahren doch wieder eine Blüte, die geschichtlich vorbildlos ist. Jede freie nackte Hauswand überzieht sich mit Graffiti. Fensterglas wird zerkratzt, um eine Aussage zu produzieren – und sei es nur die, dass man nichts zu sagen hat. Das Tattoo überwuchert Hände, Gesicht und Glatze und vervollkommnet sich in Ganzkörperverzierungen. Wo die Natur dem Körper hinreichend auffällige Maße und Formen vorenthalten hat, hilft der medizinische Dekorateur mit Messer, Silikon und Spritze. Genau dies sind die neuen Einfallstore der Ornamentik in die Architektur. Auch wenn Zierrat noch immer obsolet ist – es boomt die in Architektur übersetzte Körperchirurgie. Die

² <https://www.designtagebuch.de/wp-content/uploads/2011/11/adolf-loos-ornament-und-verbrechen.pdf>

³ WELT . 8.August 2015

inflationär gewordene Mode der wild über die Fassaden hin- und herspringenden Fenster, der schrillen Farben, Kunststoff-, Metall- und Glasverkleidungen, der kippenden Wände, Stützen, Wolkenkratzer, der Stapelhäuser aus kreuz und quer übereinandergeschichteten Containern, all das zeugt vom Auslaufen des Tätowierungsverbotes in der Architektur – und von der Feigheit der Architekten, sich zu ihm zu bekennen.“

Na ja, wozu „bekennen“, wenn Hamburg neue Wohnungen braucht?



Platz der Arbeiterinnen

Wer hier wohnt? Die Nachfrage nach den Eigentums- und Mietwohnungen kämen zu großen Teilen aus der Nachbarschaft, verrät eine Einwohnerin. An besonders günstigen Preisen kann das nicht liegen, weiß eine Mitflaneurin, die sich bereits Wohnungen angeschaut hat: „Ca. 480.000 Euro muss man für eine 75 Quadratmeter große 3 Zimmer-Wohnung zahlen. Das sei schon an der Schmerzgrenze.“ Aber dafür hätten die Quartiere hier auch klare Ziele; erfahren wir. In der Sprache des Planungsbüros klingt das so

- zukunftsweisende Mobilitäts-Angebote
- eine engagierte und lebendige Nachbarschaft
- und gleichberechtigte Teilnahme am sozialen Leben für alle

Wie man „engagierte und lebendige Nachbarschaft“ planen kann, verrät ein Mitflaneur, dessen Bekannte hier einziehen wird. „Nicht allein, sondern mit einer zuvor genauestens ausgesuchten Gruppenmischung aus Jung und aus Alt“. Diese Nachbarn kennen sich also schon.

Wir biegen in die Emma-Poel-Straße ein, wo sich die Landmarke des Viertels auftut: Wie ein Skelett ragt das bloße Gerüst des alten Güterumschlagbahnhofs in den blauen Sommerhimmel. Links thront die backsteinrote Kleiderkasse, rechter Hand liegen die hellen Neubauten, die mit ihren Terrassen und Balkonen zum Zentrum des Quartiers, dem Park, blicken.



Das alte Gerüst

An der Rückseite der Kleiderkasse, also zum Park hin, komme eine Gastronomie hinein, weiß ein Kundiger. „Und dort, unter dem alten Gerüst, wird ein Fußball- und ein Basketballfeld sein. Die Flächen gehören zur Stadtteilschule, die direkt gegenüber entstehen wird. Aber die Flächen stehen auch der Nachbarschaft offen“.

So offen, dass wir kaum ein Café finden, um dort unsere Wahrnehmungen zu sammeln und zu diskutieren. „Vielleicht wisst Ihr schon von der "Blauen Blume", hatte uns ein wohlmeinender Mitdenker per Mail geschrieben „eines der nettesten Lokale, die ich in Hamburg kenne. Eine Mischung aus Kneipe und

Restaurant, wobei Restaurant etwas hochgegriffen ist. Mehrere Gerichte, in denen oft Bratkartoffeln die Grundsubstanz bilden. Sehr down to earth, preiswert. Da kriege ich nostalgische Gefühle, die mich an meine Studentenzeit erinnern. Am schönsten: die einfachen Holztische und -bänke draußen, überdacht von einer Art Laube aus, ich glaube, Weinreben.“

Ja das finden wir am Rand der neuen Mitte. Eine flinke Kellnerin zeigt auf ihrer rechten Brust ein Tattoo: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“. „Kleiner Prinz“, lacht sie. Und wir fragen, ob wir wirklich „mit dem Herzen“ gesehen haben und ob unsere Kind und Kindeskind sich einst in der neuen Mitte Altona so wohlfühlen, wie die alte Dame im Helenenstift?



Blaue Blume am Rand des Quartiers